

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 1 (1915)
Heft: 8

Artikel: Deutsche Kriegspoesie : ein neues echtes Volkslied!
Autor: Gassmann, A.L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-527409>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Deutsche Kriegspoese — ein neues echtes Volkslied!

Von A. S. Gatzmann, Sarnen.

Furchtbar ernst sind die Tage in denen wir leben, furchtbar in Not und Entbehrung, furchtbar in ihrer — Größe. Draußen in den Schützengraben Frankreichs, Deutschlands, Oesterreichs, Rußlands und leider noch anderer mehr, an eiserner Mauer, vor Berhan und Stacheldraht, da schmieden ganze Völker von Helden sich und ihren Mitmenschen eine neue friedliche Zukunft. Wie lange sie noch auf sich warten läßt? Ein mittelalterliches Volkslied beginnt: „Trug, Tod, komm her, ich fürcht dich nit!“ Uralt und doch ewig jung für den ausziehenden Krieger.

Mit dem Waffengeklirr ging durch den großen deutschen Dichterwald ein mächtiges Rauschen. Kurz nach Weihnachten brachten die Tagesblätter die Nachricht, daß mehr denn 3 Millionen Gedichte einzig in Deutschland entstanden seien. Berufene und Unberufene werden da den Pegasus bestiegen haben. Wer will ihnen das Recht streitig machen? Zur „Rosenzeit“ sieht man Rosen überall blühen. Goethe hat ja schon gesagt: „Das Dichten ist dem Bauer wie dem Gelehrten gegeben.“ Wenn also der Würtemberger Grenadier Egle, von Beruf Kannenlötter, im Schützengraben folgende Verse schmiedete, warum sollten wir uns nicht mit ihm freuen?

Und werde ich siebzig und werde ich mehr
 Das eine vergesse ich nimmermehr:
 Im Schützengraben hinter Menil
 Da lagen wir hundert Stunden still
 Und durften nicht vorwärts —
 Nicht 'ran an den Feind,
 Wir haben's nicht zu ertragen gemeint;
 Und wenn die Granaten uns pfeifend umbrüllt
 Und mit Erdreich halb unsern Graben gefüllt,
 Dann mußten wir liegen still und gebückt;
 Wir haben die Gewehre fest an uns gedrückt,
 Die Finger in ohnmächt'ger Wut geballt
 Und dachten: „Kommt der Befehl jetzt nicht bald,
 So brechen wir vor, komme was mag; —
 Und warteten doch bis zum vierten Tag.
 Oft, wenn die Geduld schon zu brechen schien,
 Hielt uns nur die eiserne Disziplin.
 Wir haben gewartet hundert Stunden
 Und haben geblutet aus gleich vielen Wunden;
 Daß der Hunger an unseren Kräften genagt,
 Danach hat keiner weiter gefragt.
 Nur eins das Herz schier zerrissen hat,
 Wenn ein Sterbender stammelnd um Wasser bat
 Und wir konnten den brennenden Durst nicht stillen.
 Den letzten stehenden Wunsch nicht erfüllen;
 Alle Feldflaschen leer — —
 Keinen Tropfen mehr.

Und werde ich siebzig, und werde ich mehr,
Das eine vergesse ich nimmermehr.

Wer will diesem wackeren Manne seine dichterische Begabung abstreiten?

Der hat Gemüt und Seele.

Und was schreibt Reservist und Sangesbruder Schneider seinem Gesangsverein von den 42 Zentimeter-Mörsern nach Hause (S. S. Btg.)?

Schon hat die Schlacht begonnen,
Die Kugeln zischen schnell.
Auch ist die Nacht zerronnen,
Im Osten wird es hell.
Der Franzmann will es verhehlen
und sagt sich: s'ist nur Spaß!
Weil die Granaten fehlen
Vom deutschen II. Bataillon.

Und wieder hört man's brausen,
so tief, so zentnerschwer,
Grab wie der Wellen Rauschen
Im großen weiten Meer.
Der Franzmann steht verdrossen
Ganz still und totenblaß,
Doch hat zu kurz geschossen
Der deutsche II. Bataillon.

Doch jetzt hört man ein Dröhnen
Hoch oben in der Luft,
wie eines Bären Stöhnen
aus seiner tiefen Gruft.
Der Franzmann steht und guckt
Da rollt es wie ein Faß,
Doch hat zu kurz gespudet
Der deutsche II. Bataillon.

Doch nun aufs neue atmet
Der eiserne Baffist,
Er ist ja gut begabet
Und in den Lüften zischt's.
Der Franzmann steht gebückt,
Von Todesschweiß ganz naß.
Der Einsatz ist geglückt
Dem deutschen II. Bataillon.

Welch sinnige Verse widmet der Obertertianer K. S. eines Charlottenburger Gymnasiums seinem im Osten gefallenem Lehrer (Berliner Lokalanzeiger)!

Fern, ferne im Osten da gähnt ein Grab;
Da senkt man zu Tausend die Toten hinab
Für uns!

Sie opferten Zukunft und Jugendglück,
Sie lehrten nie wieder zur Heimat zurück
Für uns!

Im Westen da ragt manch Kreuz schlicht und klein,
Da liegen sie stumm in langen Reihen
Für uns!

Sie gaben ihr alles, ihr Leben, ihr Blut,
Sie gaben es hin mit heiligem Mut
Für uns!

Und wo im Winde rauscht das Meer,
Da gaben sie freudig ihr Leben her
Für uns!

Und wir? Wir können nur weinen und beten
Für sie, die da liegen bleich, blutig, zertreten
Für uns!

Denn es gibt kein Wort, für das Opfer zu danken,
Und es gibt keinen Dank für sie, die da sanken
Für uns!

So könnte man die Blütenlese fortsetzen, das Lied von Hindenburg dem Russenschreck bringen, die neue deutsche Kaiserhymne „Heil Kaiser Wilhelm Dir“ (an Stelle des nach einer englischen Melodie gesungenen „Heil dir im Siegeskranz“) anführen usw. Laßt es für heute gut sein. —

Nicht nur die Poesie ist neu erwacht, auch das Lied, das echte deutsche Volkslied.

Es war zu Anfang September 1914, da schrieb mir ein lieber deutscher Freund aus dem Franzosenland, daß die Feldgrauen ein gar merkwürdig Liedlein vom „guten Kameraden“ sängen; es sei erst vor kurzem aufgetaucht — man wisse

nicht von wannen es käme — und gehe wundersam zu Gemüte. Da ich zufällig mit einem tüchtigen Sänger, der seit Ausbruch des großen Krieges an der Front im Elsaß kämpft, im Briefwechsel bin, so bat ich ihn, mir wenn irgendwie möglich, dieses Lied in Text und Melodie aufzuzeichnen. Nichtig, nach einigen Wochen traf es ein und lautet wie folgt:

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit;
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite —
Refr. Gloria, Gloria, Gloria, Vittoria!
Ja mit Herz und Hand,
Fürs Vaterland, fürs Vaterland!
Die Vöglein im Walde
Die singen, singen, singen so wunderschön:
In der Heimat, in der Heimat
So wunder- wunder- wunderschön!
In der Heimat, in der Heimat
So wunderschön.

Eine Kugel kam geflogen,
Gilt sie mir oder gilt sie dir?
Ihn hatt' sie weggerissen;
Er lag zu meinen Füßen —
Refrain wie oben.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad';
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib' du im ewigen Leben —
Refr. Gloria, Gloria, Gloria, Vittoria!
Ja mit Herz und Hand
Fürs Vaterland, fürs Vaterland!

Die Vöglein im Walde
Die singen, singen, singen so wunderschön:
In der Heimat, in der Heimat
So wunder- wunder- wunderschön!
In der Heimat, in der Heimat,
Aufs Wiederseh'n!

Der Leser darf nun nicht in Versuchung kommen dieses Lied rein textlich unter die Loupe zu nehmen; ein echtes Volkslied muß singend gelesen werden. „Volkslieder ohne Melodien sind Volkslied-Zeichen“ (Dr. J. Pommer, Wien). Was uns hier besonders packt ist die naive Aufmachung des Liedes und die Naturinnigkeit von Text und Melodie. Viele Bilder sind der Natur entlehnt. Beachte auch den kecken Wurf und die knappe Sprachökonomie! Zweimal stoßen wir beim bloßen Durchlesen des Textes auf „unverantwortliche“ Lücken (nach der 4. und 7. Verszeile) und gewagte Sprünge. Singen wir aber das Lied, so wirken diese keineswegs störend, vielmehr steht das Ganze im schönsten innern Zusammenhang und bekommt hierdurch ein eigenartliches — das Volkslied-Gepräge. Denn der Volksänger gibt uns lediglich das Bild; weitichweifige tönende Phrasen kennt er nicht. Ihm müssen die Schönheit und Naturwichtigkeit von Wort und Weise, die Wahrhaftigkeit der Empfindung alles das sagen und singen, was zum Verständnis der Sache gehört.

Ich habe nicht verfehlt das Lied praktisch auszuprobieren und in der Chorgesangstunde der Schulen Sarnens (von über 200 Kindern) singen zu lassen. Welche Wirkung! Die Knaben der obern Klassen, die sonst nichts weniger als gesangbegeistert, sangen da munter drauf los, als ging es um die Wette. Und seither muß das Kriegslied in jeder Gesangstunde steigen, sonst wäre eine Lücke. Man hört es auch auf der Schlittbahn und in den Häusern singen; ein Zeichen, daß das Lied auch bei uns bereits volksläufig (Wortprägung von Dr. John Meier)

geworden ist. Das neue Lied hat aber auch das Zeug dazu: Der Anfang ist marschmäßig à la „Ich hatt' einen Kameraden“, bricht dann aber plötzlich ab und macht der Kriegsstimmung Platz, um gegen den Schluß hin in ein träumerisch Gebilde von Heimat und Wiedersehen zu versinken. So nimmt es mich also durchaus nicht wunder, wenn der neue Kantus von der ganzen deutschen Armee gesungen wird, auch wenn er nicht in dem extra herausgegebenen „Kriegsliederbuch fürs deutsche Heer“, das in einer halben Million Exemplaren vom Ministerium gratis an die Soldaten abgegeben wurde, enthalten ist. Ueber die Verbreitung des Liedes schreibt Arthur Leibscher im „Kunstwart“: „Hören kann man's in jeder Kaserne, auf jedem Übungsplatze, aus jedem Soldatenzuge heraus. Ich glaube, man kann sagen: es ist jetzt milliardenmal gesungen. Aber gedruckt ist es unseres Wissens noch nie. Es ist ein dichterisch sozujagen unglaubliches Gebilde, und doch sollte man nicht drüber spotten, denn es zeigt auch wieder in rührender Weise, wie kindlich sich das Volk Lieblingsworte und Lieblingsvorstellungen zusammenfügt, ob sie woll — oder nicht.“

A. Leibscher spricht hier von „zusammenfügen“. Und in der Tat macht das Lied folgende Anlehnungen:

- 1.— 8. Takt: „Ich hatt' einen Kameraden“ von Silber-Uhland;
- 9.— 16. „ „Gloria“ Seemanns-Volkslied (Köhler-Meier, No. 318);
- 17.— 20. „ „Altes Lied v. A. P. Schulz (nach A. Leibscher im „Kunstwart“);
- 21.— 28. „ „Nichts gleicht der lieben Heimat“, englisches Volkslied, über-
setzt von Freiligrath.

Es ist nun selbstverständlich, daß obige Lieder nicht einfach hinüber genommen sind; echt volksliedartige Wendungen und Einschüßel bilden passende Uebergänge („ja mit“, „wunderwunderschön“). Auch sonst weisen diese Lieder mannigfache Aenderungen auf. Schon der Nachsatz der ersten Periode von „Ich hatt' einen Kameraden“ ist willkürlich geändert; die Worte sind kurz abgerissen (staccato-Vortrag) und an Stelle der frühern gehaltenen Viertelnoten geben unheimliche Pausen dem Ganzen ein raffiges und zudem schreckhaftes Aussehen. Wir sehen die gefürchteten Feldgrauen im Schritt und Tritt vorüber marschieren. Diese Stelle spricht wieder einmal deutlich, wie sehr auch das Volk die Tonmalerei liebt und daß sie nicht einzig als eine Errungenschaft der modernen Musik betrachtet werden kann.

Ein findiger deutscher Verleger hat bereits von dem neuen echten Volksliede (im $\frac{4}{4}$ Takt) eine Walzerausgabe (!!) drucken lassen, und wie er selbst schreibt in hunderttausenden von Exemplaren verkauft. Recht und schön? aber musikalischen Geschmack verrät dies nicht. Doch die Hauptsache wird sein: 's Geschäft läuft jut. Ein anderer gibt das Lied sogar als „Originalkomposition“ heraus. Wenn schließlich die Herren Verleger ob dem fetten Braten — und es ist da entschieden etwas zu holen — einander nur nicht in die Haare geraten! Gut wäre es, wenn zu guterletzt der fidele Sänger, der das Lied erdacht, sich melden und seine Rechte geltend machen würde. Die Entstehung des Liedes kann nicht weit zurück liegen und es ist also der Fall keineswegs ausgeschlossen. Man halte Umfrage in den Tagesblättern.

J. M. Böhme, Vischer u. a. m. haben vor Jahren die Behauptung aufgestellt: in unserer Zeit entstünden keine Volkslieder mehr. Ich habe f. Z. (1907) in der Broschüre „Unser Volkslied“ (S. 6) die Nichtstichhaltigkeit dieser Aussage an Hand von Beispielen erwiesen. Meine Darlegung blieb damals unwiderlegt. Es freut mich heute, daß die schöpferische Kraft der Volksmassen in dieser großen Zeit mehr zutage tritt und das echte Volkslied, das teure Kleinod vielleicht wieder zu seinen frühern Ehren gelangt. Wer mag es wissen? Andere Zeiten — andere Lieder.

Schweizerische Kriegsbilder.

Von Dr. Jos. Scheuber.

„Unter Waffenlärm schweigen die Musen“, ist ein uralter und oft wiederholter Erfahrungssatz, der sich heute augenfälliger denn je bestätigt. Waffentaten und Waffenerfolge der entzweiten Völker werden von der gesamten Welt mit atemloser Spannung verfolgt und drängen jedes andere Interesse in den Hintergrund. — Hat der Krieg die Künste nicht selten gefesselt und ihre Werke zerschmettert, so nahm er sie als willige Herolde seiner Siege doch stets gerne in seinen Dienst. Darstellungen von Kämpfen und Siegen gibt es in der Kunstgeschichte unzählige, vom großartigen Altarfries der Gigantenschlacht im alten Pergamon bis zu Raphaels Konstantinschlacht und bis zu den neuesten Kriegsbildern der Gegenwart. — Den Lesern der „Schweizer-Schule“ mag es am meisten willkommen sein, wenn ich aus der Menge kriegerischer Szenen, die der Pinsel geschaffen, diesmal einige der bestbekanntesten Gemälde über die Heldenkämpfe unserer Ahnen hervorhebe. Vielleicht kann ich dadurch in bescheidenem Maße dem Geschichtsunterrichte förderlich sein. Ich verweise daher gerne auf die Abbildungen in dem vortrefflichen und weit verbreiteten Lehrbuch der Schweizergeschichte von Dr. Ludwig Suter.

Ein Bild der Schlacht am Morgarten schuf J. Wagner als Wandgemälde am Rathhaus in Schwyz. Der Künstler schildert den Augenblick der Entscheidung, da eine Schar Eidgenossen von der Höhe Felsstücke und Baumstämme auf die Feinde niederwälzen und dadurch größte Verwirrung und Auflösung in ihre Reihen tragen, während gleichzeitig die Waldstätte von der Passhöhe herab mit wehenden Fahnen zum Angriff heranrücken. Das Gelände ist auf dem Bilde noch mehr zusammengedrängt als in Wirklichkeit. Die Felswand erhebt sich fast senkrecht über dem See, und der Engpaß wird zur Schlucht, deren abschüssige Ränfte sich wie Vorposten drohend gegen die Feinde vorschieben. — Mit sichtlich Vorliebe hat der Maler das Entsetzen und Verderben in den feindlichen Reihen verbildlicht: stürzende und sich bäumende Rosse, gefallene und in Verzweiflung ringende Reiter in einem wilden Wogenbrande von sich kreuzenden und schneidenden Formen. Etwas von der üppigen, großen, figurenreichen Erzählungsweise Kaulbachs liegt in dieser Darstellung, die freilich kaum in allen Einzelheiten ganz überzeugend wirkt. Weniger die Tapferkeit der Sieger steht im Vordergrund des